

Streitgespräch über Gott und die Welt

Ein Philosoph und ein Pfarrer stellen sich ähnliche Fragen – doch ihre Antworten sind höchst unterschiedlich

Welche Bedeutung hat der Glaube an Gott? Was ist eine Alternative? Wo ist Religion dienlich, wo schädlich? Über Gott und die Welt diskutieren der Pfarrer Christoph Dinkel (45) und der Philosoph Christoph Hubig (56). Das Gespräch beendet unsere Serie „Woran Stuttgarter glauben“.

Herr Dinkel, Sie glauben an Gott. Können Sie das in einem Satz erklären?

Zu glauben heißt für mich, dass ich die Liebe für die bestimmende Kraft der Wirklichkeit halte. Ich vertraue ihr, und sie trägt mich durch mein Leben.

Gibt es ein Erlebnis, das für Ihren Glauben prägend war oder ist?

Es gibt bei mir kein fundamentales, prägendes Ereignis. Ich bin in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen. Glaube war anfangs eine Sache der Sozialisation. In späteren Jahren hat sich mein Glaube weiterentwickelt, auch durch Phasen der Krisen und Distanzierung hindurch. Letztlich hat sich mein Glaube aber bewährt.

Herr Hubig, Sie glauben nicht an Gott. Können Sie das in einem Satz erklären?

Ich möchte zu nächst die Frage korrigieren: Ich glaube nicht an einen personalen Gott ...

... ein menschenähnliche Figur ...

... die sich Christen – wie viele Gläubige anderer Religionen – nach ihrem Ebenbild konstruieren. Ich halte es für vermessen, das Menschliche in das Göttliche zu projizieren. Ich halte es allerdings für unverzichtbar, an Leitideen wie das Vollkommene als das Gute, die Liebe, die Wahrheit oder die Gerechtigkeit zu glauben beziehungsweise diese Leitideen anzuerkennen. Ich würde mich darum nicht als Ungläubigen bezeichnen.

Gibt es für Sie ein Erlebnis, das für Ihre Position prägend war oder ist?

Ich habe eine sehr konservative katholische Erziehung erfahren. Das war im negativen Sinne prägend. In meinem Beruf habe ich mich später intensiv mit Theologie und Theologiegeschichte beschäftigt.

Sie haben sich beide ähnliche Fragen ge-

stellt, sind aber zu höchst unterschiedlichen Antworten gelangt. Irritiert es Sie, was Herr Hubig eben gesagt hat?

Dinkel: Ich verstehe die Distanz zur personalen Gottesvorstellung. Wie man sich Gott vorstellt, ist eine Frage der individuellen Vorstellungskraft, der Fantasie, darauf hat der Theologe Friedrich Schleiermacher schon vor 200 Jahren hingewiesen. Im Christentum gibt es ein breites Spektrum personaler und nicht-personaler Gottesvorstellungen und es ist klar, dass keine Gott wirklich fassen kann. Beim Beten ist es allerdings ungemein hilfreich und nützlich, sich in Dialogform an Gott als ein personales Gegenüber wenden zu können.

Hubig: Ich möchte ergänzen, dass es nicht einfach ist, meine Position zu vertreten. Philosophisch betrachtet ist Gott dasjenige, was unsere Begrenztheit übersteigt, und Religion ist der „Geschmack für diese Unendlichkeit“, wie es der erwähnte Schleiermacher formuliert hat. Mit praktizierter Religion hat das freilich wenig gemein: Hier liefert Religion vor allem klare Orientierungsummer. Ein bekenntnisgestützter Standpunkt entlastet freilich ungewollt diejenigen, die dieses Bekenntnis nicht teilen. Wer sich darauf nicht einlässt – also andere, rationale, verbindliche Argumentationen und Standpunkte sucht, muss es sich immer wieder mühsam erarbeiten.

Wie Kant: Was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen?

Hubig: Etwa in der Weise.

Religion ist demnach nur eine von vielen Möglichkeiten?

Dinkel: Da würde ich nur bedingt zustimmen. Zur Religion gehört schließlich auch religiöse Praxis, sprich: Taufe, Gottesdienst, Konfirmandenunterricht oder auch Fürsorge für Menschen, die Hilfe brauchen, oder Erziehung in christlichen Kindergärten und christlichen Schulen.

Hubig: Meine Kinder besuchen ein christliches Gymnasium. Sie sollen sich selbst ein Bild von Religion machen.

Dinkel: Zur Religion gehört konkrete Lebenskunde und Herzensbildung. Was ist gut, was ist schlecht? Abstrakte Überlegungen genügen da nicht als Antwort. Wir benötigen die Emotionalität des Herzens, um zu begreifen, was Barmherzigkeit, Nächstenliebe oder das Leiden am Kreuz und die Auferstehung bedeuten.

Die Antwort kann man nicht außerhalb des Glaubens finden?

Dinkel: Warum nicht? Ich hoffe es!

Hubig: Sofern sie sich nicht zu sehr an der kirchlichen Obrigkeit und deren Dogmen orientiert, ist die pädagogische Praxis – also die Einübung von Tugenden – ein wichtiges Feld für Religionen. Das halte ich für oftmals unverzichtbar. Nur: Es gibt auch andere Bereiche, in denen Jugendliche Tugenden üben können, bei freiwilliger sozialer Arbeit, im Umweltschutz, beim Engagement für die Dritte Welt oder bei Attac. Fairerweise muss man feststellen, dass dominante Personen in derartigen Zirkeln häufig einen christlichen Hin-

tergrund haben. Das ist sicher kein Zufall.

Dinkel: Es ist zwar spekulativ, aber ich meine, dass unsere Gesellschaft in ethischer und sozialer Praxis verlottern würde oder auf Abwege käme, wenn in ihr nicht christliche Kultur gepflegt würde. Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit bedürfen ständiger Aufmerksamkeit und Erneuerung.

Hubig: Wer das soziale Engagement der Kirchen guthießt, die spirituellen Wurzeln aber ablehnt, denkt zu kurz. Solches Engagement kann nur entstehen, indem man das problematische Gebot der Nächstenliebe überwindet und die Fernsten- und Feindesliebe zur Geltung bringt. Man tut Gutes, ohne zu erwarten, dass der Begünstigte einem Gleiches tut. Das ist ein spiritueller Kern, der nicht nach Maßstäben der Nützlichkeit gerechtfertigt werden kann.

Das klingt beinahe nach einem Vertreter von Diakonie oder Caritas ...

Hubig: Ich bin noch nicht fertig: Dieses Denken und Handeln ist nur die eine Seite. Auf der anderen Seite stehen im Christentum die Amtskirchen, die mit Schuldgefühlen, beispielsweise durch eine abwegige katholische Sexualmoral, Herrschaft ausüben wollen. Wenn jemand ein Bekenntnis ablegt und von dort eine normative Orientierung entwickelt, ist diese nicht mehr angreifbar, weil ein Bekenntnis nicht angreifbar. Das stört mich kolossal.

Dinkel: Ich höre.

Hubig: Nehmen Sie den nationalen Ethikrat, in dem die Kirchen Sitz und Stimme haben. Deren bekenntnisshafte, weltanschauliche Positionen bilden mit den politischen und ökonomisch motivierter Positionen anderer Vertreter im Ethikrat ein hochoplexives Gemisch, das rationale Lösungen verhindert und nur mit unerträglichen Kompromissen entschärft werden kann, wie in der Frage der embryonalen Stammzellforschung.

Deshalb wünschte ich die spirituellen Orientierungen für Bereiche aufgespart, wo rationale Argumente nicht hinreichen, beispielsweise für die Feindesliebe. Die ist nicht rational, aber wünschenswert. Das ist das Transzendente, ohne das der Mensch nicht auskommt. Wir brauchen solche Ideen von Wahrheit, Liebe, Solidarität et cetera. Wenn man die Gesamtheit der Ideen als Gott bezeichnet, soll mir das recht sein.

Dinkel: Das ist mir zu wenig. Wir reden hier doch auch von einer Macht, der man sich anvertrauen kann, oder die einen in ihren Dienst nimmt.

Herr Hubig scheint all jenen zu misstrauen, die ihr Glaubensbekenntnis auf alle Lebensbereiche ausdehnen.

Dinkel: Ich meine, Herr Hubig übersieht da etwas: Im Ethikrat sitzen die Evangelische und die Katholische Kirche, weil sie mit etwa 50 Millionen Gläubigen einen großen Teil der Bevölkerung bei ethischen Einschätzungen repräsentieren. Pragmatisch betrachtet wäre es unklug, an dieser Größe vorbei Entscheidungen zu treffen, weil es spätere Konflikte programmiert. Es geht hier also mehr um politisches Kalkül, um mehr Legitimität für die Politik und weniger um die Wahrheitssuche.

Hubig: Ich habe nichts gegen eine politische Interessenvertretung der Christen, dafür sorgen etliche Parteien. Nur sollten die Interessen nicht unmittelbar in einem Gremium mitbestimmen, das sich Ethikrat

nennt. Das ist Etikettenschwindel.

Dinkel: Natürlich ist es schwierig, gegen jemanden zu argumentieren, der ein Bekenntnis ablegt. Das ist meist das Ende der Debatte, nicht der Anfang. Andererseits ist kein Mensch wirklich frei von Bekenntnissen und Einschätzungen. Gerade bei existenziellen Fragen wie dem Beginn oder dem Ende des Lebens kommt man gar nicht umhin, Fixpunkte zu setzen. Im Übrigen bin ich mit der Lösung für die Stammzellenforschung auch nicht glücklich. In Großbritannien ist diese Forschung weitgehend freigegeben, und die Briten sind trotzdem gute Christen. Das Spektrum bleibt also weit gefächert, auch unter Mitsprache von Kirche und Religion.

Der katholische Bischof von Freiburg, Robert Zollitsch, sagte vor kurzem sinngemäß, dass die Finanzkrise für die Kirchen eine Chance sei, weil die Menschen wieder mehr Wert auf Begriffe wie Hoffnung und Vertrauen legen. Verstehen Sie das unter Mitsprache?

Dinkel: Auf Chancen wie diese kann der Glaube gern verzichten. Man kann ja auch nicht anfangen zu beten statt zu wirtschaften. Wenn aber Einzelne, die allzu viel Vertrauen in ihre Aktien gesetzt haben, sich nun wieder mehr ans Gottvertrauen erinnern, wird das für sie kein Schaden sein.

Hubig: Ich halte den Gedankengang insgesamt für zynisch. Man kann einem Menschen, der ein kleines Vermögen oder seine Altersversorgung verloren hat, doch nicht mit einem spirituellen Vertrauensersatz aus der Krise helfen. Qualität des Glaubens drückt sich für mich darin aus, dass er zu Fragen provoziert – nicht, dass er fertige Antworten liefert. Wer ehrlich fragt, wird bescheiden, vielleicht demütig. Das ist eine wertvolle Erfahrung.

Religion ist nicht immer so defensiv. Es gibt eine Vielzahl von Kriegen und Konflikten, die – uerngleich sie meist soziale, ethnische oder ökonomische Auslöser hatten – durch Religion angeheizt und brutalisiert wurden. Was läuft da schief im Glauben?

Dinkel: Wenn Menschen eine Festigkeit im Glauben entwickeln, die durch nichts mehr zu irritieren ist, ist das nicht mehr sachgemäß und wird brisant. Das trägt für mich wahnhaft, psychisch krankhafte Züge.

Hubig: Religiosität baut stark auf Emotionalität auf und zieht daraus ihre motivierende Kraft zur Einübung von Tugenden. Das kann ins Negative umschlagen. Ein Sekundäreffekt ist die starke Bindungskraft einer Religion auf die Gläubigen.

Heißt das, dass mit Glaube auch vorsichtig umzugehen ist?

Hubig: Ja.

Dinkel: Es ist eine der segensreichen Seiten der großen Kirchen in Deutschland, dass sie sich mit der wissenschaftlichen Theologie eine Instanz zur Reflexion der Religion leisten, die regulierend wirkt und Extremismus in den Volkirchen bislang weitgehend erfolgreich verhindert hat.

Hubig: Trotzdem sollte sich die Theologie – insbesondere die katholische – noch stärker von den Amtskirchen emanzipieren und noch mehr reflektieren.

Dinkel: Es gibt genügend Freiraum in der Art, wie Sie es sich wünschen.

Kann der Glaube Trost spenden?

Dinkel: Ja. Es tut gut, zu wissen, dass das eigene Leben von Gottes Liebe umfasst und getragen wird.

Und wie ist das, wenn man diesen Gott so nicht kennt?

Hubig: Falls sich mein nicht-personales Gotteskonzept in dem zeigt, was ich Natur nenne, ist es für mich durchaus tröstlich, aus dieser Natur entstanden zu sein und eines Tages dorthin zurückzukehren. Die eigene Winzigkeit zu erkennen kann sehr tröstlich und sogar entlastend sein.

Welche Rolle spielt beim Glauben die Gemeinsamkeit?

Dinkel: Es ist sicher schwer, ganz alleine festen Glaubens zu sein. Sie benötigen Brüder und Schwertm im Glauben, mit denen Sie Freude und Leid teilen und deren Anteilnahme Ihnen Trost ist. Stellen Sie sich vor, der Lebenspartner stirbt. Sie sprechen mit dem Pfarrer, es gibt einen Gottesdienst zum Abschied, ein gemeinsames Gebet. Es macht lebenspraktisch einen gravierenden Unterschied, ob Sie in solchen Situationen einen Glauben, eine Gemeinde und eine Kirche haben – oder ob Sie alleine sind.

Hubig: Religiöse Rituale sind sicher eine große Hilfe und haben eine sehr hohe Entlastungswirkung. Wer in existenziellen Krisen keine Alternativen hat, durch echte Freundschaft beispielsweise, kommt wohl kaum zurecht. Wenn Sie mich fragen: Ich bin zuversichtlich, dass auch ich auf meinem Weg eine Gemeinschaft gefunden habe, die mich trägt. Gemeinschaft ist für das Überleben unverzichtbar. Sie kann religiös sein. Aber sie muss nicht religiös sein.

Moderation: Michael Isenberg

Alle Teile der Serie unter: www.stuttgarter-nachrichten.de/glaube



Pfarrer Christoph Dinkel



Philosoph Christoph Hubig

Foto: Piechowski

UNSERE SERIE IM ÜBERBLICK

- 20. Dezember: Religionen im Dialog
- 22. Dezember: Bahai
- 23. Dezember: Buddhismus
- 24. Dezember: Christentum/Protestanten
- 27. Dezember: Christentum/Katholiken
- 29. Dezember: Christentum/Altpietisten
- 30. Dezember: Christentum/Neuapostolische
- 31. Dezember: Christentum/Mormonen
- 2. Januar: Christentum: Russisch-Orthodoxe
- 3. Januar: Hinduismus
- 5. Januar: Islam/Schiiten
- 7. Januar: Islam/Sunniten
- 8. Januar: Islam/Aleviten
- 9. Januar: Judentum
- 10. Januar: Taoismus
- 12. Januar: Streitgespräch zum Atheismus

Zur Person

Prof. Christoph Dinkel

1963: geboren am 9. September in Schwäbisch Gmünd in einem evangelischen Pfarrhaushalt. Studium der Theologie in Tübingen, Hamburg und Kiel. Promotion und Habilitation in Kiel. Außerplanmäßiger Professor für praktische Theologie in Kiel; derzeit Lehrauftrag in Ludwigsburg. Dinkel ist verheiratet und hat zwei Kinder. Seit 2000: Pfarrer der evangelischen Christuskirche in Stuttgart.

Prof. Christoph Hubig

1952: geboren am 15. April in Saarbrücken in einem katholischen Pfarrhaushalt. Studium der Philosophie und Soziologie in Saarbrücken und Berlin. Promotion und Habilitation in Berlin. Professuren in Berlin, Karlsruhe, Leipzig. Gründungsprofessor in Stuttgart. Hubig ist verheiratet und hat vier Kinder. Seit 1997: Direktor des Instituts für Philosophie an der Uni Stuttgart.